

Das Recht zu leben [Fortsetzung]

Autor(en): **Wolff, Ludwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 27

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644186>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Recht zu leben

Von LUDWIG WOLFF

14. Fortsetzung

„Ich verstehe Sie vollkommen, aber Sie sprechen gegen Ihre Ueberzeugung, Herr Keridan. Sie wissen genau, daß ich keine gefällige Dame bin.“

Er stellte sich vor sie hin und sagte höhnisch:

„Sie müssen mich wohl für einen armen Narren halten. Ich lasse mir nicht nur mein Geld stehlen, sondern ich verzichte auch auf eine hübsche Frau, die sich mir opferbereit anbietet.“

„Ich habe Sie immer für einen Gentleman gehalten, Herr Keridan. Jetzt enttäuschen Sie mich.“

„Ich bin kein Gentleman! Sie werden sich vergeblich bemühen, mir einzureden, daß ich ein Gentleman bin.“

„Sie haben sich bisher mir gegenüber wie ein Gentleman benommen.“ Sie ging zum Angriff über. „Tut es Ihnen leid?“

„Ja, es tut mir leid.“

„Dann können Sie es ja ändern. Ich bin immer noch in Ihrer Gewalt.“

Keridan machte eine Bewegung, als wollte er die Frau, die er begehrte, an sich reißen, aber er ließ plötzlich die Arme sinken und gab den Kampf auf. Er setzte sich ruhig nieder, als wäre nichts geschehen, und wartete schweigend auf den Kaffee.

Dieter sah ihn erstaunt an, aber sie wurde ihres Sieges nicht froh, denn jetzt verspürte sie Mitleid mit dem Mann, der in sich versunken dafuß.

Nachdem Keridan Kaffee getrunken hatte, sagte er, ohne Dieter anzublicken:

„Ich muß Sie bitten, morgen abend mit mir nach Paris zu fahren.“

„Jawohl, Herr Keridan.“

„Sie müssen den beiden Herren, denen ich das Geld schuldig bin, bestätigen, daß Ihr Mann mir das Geld gestohlen hat. Mir glaubt man nicht.“

„Wird man mir glauben?“

Er hob die Augen und betrachtete Dieter.

„Ihnen muß man glauben. Sie können nicht lügen.“ Er setzte auf, als bereitete ihre Wahrheitsliebe ihm großen Kummer. „Ich hätte Ihnen diese Reise gern erspart, aber da Sie meinen Antrag abgewiesen haben, sehe ich keinen andern Ausweg.“

„Es macht mir nichts aus, mit Ihnen nach Paris zu fahren und Zeugnis für Sie abzulegen.“

„Es ist eine gefährliche Reise.“

„Wieso gefährlich?“

Seine Züge wurden schwer.

„Vielleicht wollen meine Gläubiger Sie als Pfand zurückbehalten.“

„Wenn ich Ihnen damit helfen kann, werde ich bei den Herren als Pfand zurückbleiben.“

Er sprang auf und lief grußlos aus der Halle.

Dieter sah ihm erstaunt nach und begriff diesen jähen Aufbruch nicht.

Sie blieb wartend sitzen, bis eine Stunde später Gefine erschien, um das Licht in der Halle auszulöschen.

„Ist Herr Keridan schon schlafen gegangen, Gefine?“

„Er ist in seinem Zimmer, gnädige Frau.“

„Danke. Gute Nacht, Gefine.“

In dieser Nacht schlief Dieter nicht. Sie saß in einem Sessel und starrte angstvoll erregt die unverhofft geöffnete Tür ihres Schlafzimmers an. Aber es kam niemand.

23. Kapitel.

Hollbruch wanderte mit Eva von Laden zu Laden und kaufte ein. Es war wie ein Kauch des Kaufens. Zum erstenmal genoß er das Glück des Beschenkens in vollen Zügen.

Eva hörte nicht auf, Einwendungen zu machen gegen die

Kleider, Mäntel und Pelze, mit denen er sie überschüttete, aber sie unterlag seinem stärkeren Willen. Sie hatte in diesen ersten Tagen des Zusammenlebens ein bitter-süßes Hörigkeitsgefühl, das sie schwach und wehrlos machte. Sie war zu klug, um nicht zu erkennen, warum Hollbruch ihr überlegen war, denn er brauchte sie nur zu umarmen oder zu küssen, um ihren Willen zu zerbrechen. Sie wurde sofort ein Bündel zitternder und sehnsüchtiger Nerven, die gesättigt werden wollten. Manchmal war das Gefühl des Entwurzeltseins und der Abhängigkeit so schmerzhaft, daß sich Evas Gesicht verfinsterte, aber eine neue Umarmung löschte alles wieder aus.

Nur als Hollbruch ihr einen kostbaren Ring schenken wollte, erwachte ihre alte Energie.

„Du willst mich wohl bezahlen?“ fragte sie ironisch.

„Ich wollte dir nur eine kleine Freude machen, Eva.“

„Damit machst du mir keine Freude. Du sollst mich lieben, Peter, aber keine Brillanten schenken.“

„Habe ich dich nicht lieb, Echen?“

Er sah sie mit Augen an, die sie verwirrten und erröten ließen. Dann nahm er mit einer Geste des Besitzergreifens ihren Arm und ging mit ihr die Uferstraße entlang. Es war grelles Mittagslicht, die Sonne schien heiß und zeichnete Millionen Kringle in den sanft atmenden See.

Das Mittagessen nahmen sie im Garten ihres Hotels, unter einem weißroten Schirm sitzend, der die Sonne abhielt. Sie sprachen nicht viel, aber ihre Augen suchten sich beständig. Es waren die Augen von Hochzeitsreisenden, die um Geheimnisse wußten, die sonst kein Mensch auf der Welt außer ihnen kannte.

Nach dem Essen zogen sie sich in ihr Appartement zurück.

Alles gab es in Lugano zu kaufen, nur das Auto, das Hollbruch mit einem fast krankhaften Starrsinn suchte, konnte er nicht finden. Eva lächelte über seine Laune, die sie nicht begriff, aber sie war damit einverstanden, am nächsten Morgen mit Hollbruch nach Mailand zu fahren und dort in der Fabrik den Wagen zu suchen, dessen Bild Peter vorschwebte.

Sie kamen frühzeitig in Mailand an und fuhren sofort nach der Fabrik. Der Verkaufsleiter, ein zu eleganter Herr, der ausgezeichnet deutsch sprach, wußte sogleich, welche Wagentype Hollbruch meinte, und ließ das Auto, das, wie er behauptete, von dem Fürsten Soundso bestellt war, vorführen.

Hollbruch betrachtete den Wagen mit knabenhaftem Entzücken. Es war genau der gleiche Wagen, wie er ihn in Zürich gesehen hatte, als er aus dem Schuhloden gekommen war.

„Ich kaufe dieses Auto“, sagte Hollbruch entschlossen. „Was soll es kosten?“

„Diesen Wagen kann ich Ihnen leider nicht verkaufen, mein Herr“, antwortete verbindlich der zu elegante Herr, „denn er ist, wie gesagt, bestellt, aber ich kann Ihnen den gleichen Wagen in vierzehn Tagen liefern.“

Hollbruch machte ein hochmütiges Gesicht.

„In vierzehn Tagen interessiert mich Ihr Wagen nicht mehr, Herr — wie war der werte Name?“ „Bessone.“

„Ich will diesen Wagen, Herr Bessone. Ueberlegen Sie sich die Sache. Vielleicht können Sie Ihrem Fürsten den Wagen vierzehn Tage später liefern. Ich zahle den Wagen bar aus.“

Dieser Zufuß verfehlte seine Wirkung nicht.

Der Verkaufsleiter wurde noch geschmeidiger, blickte hilfesuchend zum Himmel und erklärte mit samtiger Stimme:

„Ich werde den Fürsten anrufen, wenn Sie erlauben, mein Herr.“

Als Signor Bessone verschwunden war, sagte Eva lächelnd:

„Die Geschichte mit dem Fürsten ist natürlich Falte.“

„Es wäre doch möglich —“

„Ach wo! Der Junge wollte seinen Wagen nur begehrenswerter machen. Daß du bar auszahlen willst, darauf war er allerdings nicht gefaßt. Das kommt auch nur im Märchen oder im Film vor.“ Er lächelte ihr zu. „Aber eines verstehe ich nicht, Peterlein. Warum muß es gerade dieses Auto sein?“

„Ich weiß es nicht. Ich habe mir diesen Wagen eingebildet.“

„Und warum muß der Wagen heute gekauft werden?“
 „Das weiß ich. Wenn ich ihn nicht heute kaufe, werde ich ihn niemals kaufen.“

Herr Bessone kam freudestrahlend zurück.

„Alles in bester Ordnung, mein Herr. Es ist mir gelungen, den Fürsten zu verströfen.“

„Na, sehen Sie.“

Es dauerte noch eine Weile, bis man über den Preis einig wurde, denn jetzt griff Eva ein und begann mit weiblicher Hartnäckigkeit die Rauffume hinabzudrücken.

Der Mailänder wand sich wie ein Wurm.

„Sie dürfen nicht vergessen, gnädige Frau, daß der Wagen garantiert 200 Kilometer in der Stunde leistet. Sie können auch sofort mit jeder Geschwindigkeit losfahren, denn der Wagen ist 3000 Kilometer auf dem Stand gelaufen. Und betrachten Sie gefälligst die Karosserie, gnädige Frau. Es gibt nichts Schöneres in der ganzen Welt.“

Nachdem sie sich geeinigt hatten, erklärte Hollbruch:

„Jetzt rufen Sie bitte meine Zürcher Bank an“ — er gab die Adresse des Bankhauses, dem Herr Degenmann vorstand — „und erkundigen Sie sich, ob für den Scheck, den ich Ihnen geben werde, Deckung vorhanden ist.“

Signor Bessone machte eine Bewegung, als wollte er die Existenz ungedeckter Schecks glatt verneinen.

„Und jetzt hören Sie meine Bedingung, Herr Bessone. Der Wagen muß bis heute abend reifefertig sein.“

„Soll er mit italienischer Nummer laufen, Herr Baron?“

„Jawohl. Sie müssen mich bei einem Klub eintragen lassen, mir ein Carnet verschaffen und den Zulassungsschein und so weiter und so weiter.“

„Das wird eine Menge Geld kosten, Herr Baron.“

„Spielt keine Rolle.“

Der Verkaufsleiter erklärte großartig:

„Sie können den Wagen heute abend um sechs abholen, Herr Baron. Lassen Sie mir, bitte, Ihren Führerschein und Ihren Paß da.“

Als sie die Fabrik verließen, fragte Eva lächelnd:

„Ein wenig verrückt, Peterchen?“

„Es ist schön, ein wenig verrückt zu sein.“

Sie nahm seinen Arm.

„Du hast recht, Peterchen, man darf gar nicht denken. Alles Unglück kommt vom Denken.“

Sie speisten bei Biffi in der Galleria, dann gingen sie in den Dom, bis es Zeit wurde, zum Pferderennen nach San Siro zu fahren, denn was sollte man mit dem Nachmittag beginnen? Sie gewannen eine Menge Geld auf dem Rennplatz, weil sie weder die Pferde noch die Jockeys und Trainer kannten, und überließen sich hemmungslos dem leichten Glück dieser Stunden.

Sie standen eng aneinandergedrängt an der Barriere, sahen dem Laufen der Pferde zu und tauschten Liebesworte.

„Ich habe dich immer geliebt, Peterlein“, flüsterte Eva.

„Als ich zehn Jahre alt war, habe ich dich schon geliebt.“

Hollbruch küßte ihre Finger.

„Ich habe nicht gewußt, daß ich dich liebe. Ich habe nicht gewußt, daß —“

Er raunte ihr Worte ins Ohr, die sie erglühen ließen.

„Unser Gaul hat gewonnen“, rief sie verlegen.

Er sah nicht zum Ziel, sondern in Evas Augen, die sich langsam verschleierten.

Als sie zur Fabrik zurückkehrten, stand der Wagen schon bereit. Herr Bessone schwang triumphierend ein Bündel von Papieren.

„Es war ein Kunststück, Herr Baron, in der kurzen Zeit alles heranzuschaffen, aber mit Geld geht alles.“

„Ich danke Ihnen sehr, Herr Bessone“, sagte Hollbruch und ging mit zärtlichen Blicken um den Wagen herum, der die Nummer „7771 Mi“ trug. „Eine schöne Nummer, findest du nicht?“

„So viele Siebener müssen Glück bringen“, antwortete sie ernsthaft.

Herr Bessone legte seine Rechnungen vor, die Hollbruch, ohne zu kontrollieren, bezahlte.

„Haben Sie eine befriedigende Auskunft aus Zürich bekommen, Herr Bessone?“

„Ich habe nicht eine Sekunde lang daran gezweifelt, daß der Scheck in Ordnung geht, Herr Baron.“

Nachher zeigte der Verkaufsleiter Hollbruch die Besonderheiten der Maschine, machte den Ungeduldigen auf dies und jenes aufmerksam und schlug schließlich vor, ihn auf einer kurzen Probefahrt zu begleiten. Hollbruch wollte ablehnen, aber Eva bestand darauf, daß Herr Bessone mitfuhr.

Sie stiegen ein und fuhren zur Autostrada. Hollbruch verstand seinen Wagen sofort und lenkte ihn mit solcher Sicherheit, daß der Verkaufsleiter schon nach wenigen Kilometern voll Anerkennung ausrief:

„Benissimo! Ich sehe, daß Sie ein ausgezeichnete Fahrer sind, Herr Baron. Ich kann Sie nichts mehr lehren.“

Eva hatte das Gefühl, daß Bessone keine Luft verspürte, jetzt nach Como zu fahren, aber Hollbruch strahlte vor Glück über das Lob des Mailänders und machte sogleich kehrt, um den Verkaufsleiter zur Stadt zurückzubringen.

Als Bessone ausstieg, verabschiedete er sich überschwänglich dankend und sagte mit großer Herlichkeit:

„Hals- und Beinbruch, Herr Baron!“

„Grazie tanto!“ rief Hollbruch lachend und wendete den Wagen wieder.

War es nicht ein erfüllter Wunschtraum, mit diesem Wagen durch die Frühlingsnacht zu jagen und neben sich ein junges Mädchen zu haben, das viel schöner war als jene allzu geschminkte Dame, die in der Zürcher Bahnhofstraße sich ins Auto gesetzt hatte?

„Du fährst zu schnell“, warnte Eva.

„Hast du Angst?“

Der Tachometer kletterte immer höher: 150 — 160 — 170.

„Wenn ich Angst hätte, wäre ich nicht allein von Berlin nach Afrika geflogen. Aber es ist sinnlos, aus einer neuen Maschine, mit der man zum erstenmal fährt, diese Geschwindigkeit herauszuholen.“

Der Tachometer stieg auf 180.

„Der Wagen ist schon 3000 Kilometer auf dem Stand gelaufen.“

„Du bist kein Sportsmann“, sagte sie achselzuckend.

Dieser Vorwurf traf ihn. Er nahm das Gas weg und ließ den Wagen auslaufen, bis er am Straßenrand stehen blieb.

„Warum hältst du an?“

„Weil ich Lust habe, dich zu küssen.“

Er zog die Widerstrebende an seine Brust und bedeckte ihr Gesicht mit Küffen.

Die Autostraße war zu dieser Stunde leer und dunkel. Ueber Mailand war der Himmel flammendrot, als wäre er von einem Brand beleuchtet. Von den Hügeln, die Como umgaben, blinkten winzige Lichter. Eine ungeheuerer Stille schien über der Ebene zu liegen, aber wenn man aufmerksam lauschte, war die Nacht von vielfältigen Geräuschen erfüllt. Die Telephondrähte sangen. Frösche quakten. Ferne Hunde kläfften. Ein Zug rollte durch die Nacht.

Eva machte sich schweratmend frei.

„Gib mir eine Zigarette“, sagte sie tonlos.

Als er ihr Feuer gab, konnte er ihr verstörtes Gesicht erkennen.

„Ich liebe dich sehr“, flüsterte er unsicher und legte den Arm um ihre Hüfte.

Eva blickte schweigend auf die Straße. In weiter Ferne tauchte das Scheinwerferlicht eines entgegenkommenden Autos auf.

„Warum sprichst du nichts, Eva?“

Sie sah zum Himmel auf, der mit Sternen bestickt war.

„Die Nacht ist schön.“

Sie schlossen die Augen, geblendet vom Licht des Scheinwerfers.

„Woran denkst du, Eva?“

Sie machte eine kleine Bewegung und wendete ihm ihr Gesicht zu, das sich entspannt hatte.

„Ich möchte dich gern etwas fragen, Peter, aber du mußt mir nicht antworten, wenn du keine Lust dazu hast.“

„Frag' nur, ich werde antworten.“

Sie tastete nach seiner Hand.

„Du wirkst mir nicht böse sein?“

„Ich liebe dich ja, Evchen.“

„Du hast gestern eine ganze Menge Geld ausgegeben, Peter; du hast heute einen teuren Wagen gekauft. Das macht mir Kummer. Kannst du es verstehen?“ Er nickte. „Woher hast du das Geld?“

„Ich freue mich, daß du danach fragst. Zwischen uns soll es keine Geheimnisse geben.“ Er holte tief Atem. „Ich bin froh, daß ich mit dir darüber reden darf, denn ich will deine Meinung hören.“

Er begann ohne Umschweife und ohne irgend etwas zu beschönigen, sein Erlebnis mit Keridan zu berichten. Er erzählte die volle Wahrheit, nur das so überaus erfolgreiche Geschäft mit den Jackson-Schäuffelin-Aktien verschwieg er, aber er hätte sich selber nicht den Grund sagen können, warum er das tat.

Nachdem er geendet hatte, erklärte Eva mit ruhiger Stimme:

„Ich habe etwas Ähnliches vermutet.“

„Wie denkst du über die Sache?“ fragte er stockend.

„Mich darfst du nicht fragen, Peter. Ich habe dir schon einmal gesagt, daß ich alle Maßstäbe verloren habe. Ich weiß nicht mehr, was recht oder unrecht, was erlaubt oder verboten ist. Es interessiert mich auch gar nicht.“

Ihre Antwort gab ihm weder Trost noch Sicherheit.

„Bin ich ein Dieb?“ Es klang sehr angstvoll.

„Hör' mal Peter, man darf keine Tat begehen, die man näher bereut. Wenn dir Keridan leid tut, gib ihm oder seiner Schwester das Geld zurück.“

Fortsetzung folgt.

* * *

Weltwochenschau

Demokratische „malaise“.

„Die Krise ist eröffnet“, verkündet in der „Berner Tagwacht“ der sozialistische Regierungsrat Grimm. Warum? Der Nationalrat hat die bundesrätliche Finanzreform abgelehnt. Ein Werk der Verständigung . . . oder ein Flickwerk . . . wie es auch genannt werden mag, ist parlamentarisch, d. h. mit nur 123 anwesenden Räten, nachab geschickt worden, und von einer Volksabstimmung über die Vorlage, die von allen Parteien gefürchtet worden, ist vorläufig keine Rede mehr. Wir können nur feststellen, daß der Bund weiter mit Notprogrammen weiter arbeiten, daß keine Sicherung über geltendes eidgenössisches Finanzrecht besteht wird. Die Parteien, die sich ernstlich bemühten, einander entgegen zu kommen, haben sich offenbar doch nicht ernstlich genug bemüht. Von rechts ist ein wichtiger Bestandteil des bundesrätlichen Plans, die „Defraudantensteuer“, gefällt worden. Man griff sich an den Kopf, als man in den Ratsberichten der Presse las, wie verschieden die Steuerunterschlagen bewertet wurden. Die einen behaupteten, der Bund würde mit seinem Griff nach den unversteuerten Kapitalien „an der Quelle“ 30 Millionen erwischen . . . die Milliardenzahlen, die diesen 30 Millionen zugrunde liegen, kann man sich vorstellen. Die andern sagten, das Vorhandensein dieser Milliarden sei ein Märchen. Gibt es eigentlich keine „wissenschaftlichen“ Feststellungen, wieviel versteuertes und unversteuertes Vermögen existiert? Das Bestreiten von Zahlen, die bewiesen sind, wäre Schindluderei, das Operieren mit Summen, die man bestreiten kann, wäre unseriös. In beiden Fällen untergraben unsere Parlamentarier den Respekt, den man vor ihnen haben möchte.

Wie lange wird es gehen, bis der Bundesrat eine neue Finanzvorlage bringt? Vielleicht so lange, wie beim Strafgesetz, das 1898 beschlossen worden? Und soll nach Jahrhunderten das Volk der ins Unendliche verschleppten Vorlage durch Abstimmung den Garaus machen? Die Kantone haben anno 98 dem Bunde die Strafgesetzgebung übertragen und seither nie bestritten, weil sie die Rechtspraxis behalten haben. Unter Entstellung und Verschweigung dieser Tatsache wird der Reinsager im Namen des Föderalismus mobilisiert: Die Krise ist eröffnet! Unter welchen Vorwänden wird man, wenn einmal die Räte über die Finanzen eins geworden, die Reinsager aufputschen?

Nicht genug, daß die Wirtschaftsgruppen keinen gemeinsamen Weg finden: Nun fangen auch die Landesverteidiger, die Offizierskreise an, sich über Notwendigkeiten und Tempo der Armee reform und der Grenzsicherung zu diskutieren, und zwischen Bundesrat Minger, der seine „Büro-Obersten“ deckt, und Kreisen, deren Namen vorläufig hinter Zeitungsfassaden versteckt bleiben, bricht eine böse Polemik los. Der Chef des Militärdepartements läßt in der „Neuen Berner Zeitung“ den Herren, die in der „Tagwacht“ schreiben, heftig drohen, man antwortet ihm aber in entsprechendem Ton und versichert, daß er unrecht habe, wenn er im Parlament behauptete, die Schreiber seien keine Offiziere. Wo solls eigentlich mit uns hinaus?

Erntenot und Kriegsgefahr.

Die italienische Ernte ist schlecht. Ein Ausfall an Brotgetreide wird gemeldet, der im Ausland gedeckt werden muß. Die sowieso passive italienische Handelsbilanz wird sich noch verschlechtern. Der Goldvorrat der Banca d'Italia steht auf 2 Milliarden . . . tiefer wollen die Leiter ihn nicht sinken lassen. Die Korneinfuhr muß indessen bezahlt werden . . . und wie will man bezahlen, wenn die Devisen nicht beschafft werden können? Das spanische Abenteuer hat 6 Milliarden Lire verschlungen. Eine ungeheure Summe, auf die Spesen des abessinischen Geschäftes getürmt, mit den frühern Staatslasten zusammen einfach untragbar. Aber Korn muß her. Und da man es bezahlen muß, benötigt man englisches Geld. Und England erklärt, daß kein Anleihen in Frage komme, bevor die Freiwilligen Mussolinis aus Spanien retour gegangen. Infolgedessen, so wird angenommen, suche Mussolini nach einem Ausweg, um das Abkommen vor dem Rückzug in Kraft zu setzen und die Kredite auf diese Weise zu erhalten, ohne die verlangten Bedingungen zu erfüllen; die Engländer aber blieben harthörig und nähmen ihren Vorteil wahr, den ihnen das lange Zuwarten endlich gebracht.

So lautet die Ansicht der Optimisten über die Lage, die bis zum Beginn des Juli, bald nach dem zweiten Jahreschluß des furchtbaren europäischen Krieges in Spanien, herausgebildet. Uns scheint, sie seien reichlich leichtsinnig, diese Optimisten. Und wenn sie das endlich zustandgekommene Arrangement des „Nichteinmischungsausschusses“ über den Rückzug der Freiwilligen in diesem Zusammenhang einen britischen Erfolg nennen und behaupten, Mussolini sei in die Enge gedrängt und müsse nun unweigerlich aus seinen spanischen Positionen weichen, so zeigen sie ihre unbelehrbare Abnungslosigkeit noch deutlicher. An die Wand drücken ließe sich vielleicht ein Staat, dessen Volk bei verschlechtertem „Graubrot“ zu mucken anfinge und die Regierung stürzen oder zur Milderung seiner Politik zwingen könnte. Ein „liberaler Staat“, in welchem die Finanzlage noch ausschlaggebend wäre. Ein „kapitalistischer Staat“, in welchem der Besitz ein Halt geböte, wenn er die Staatsleitung auf abenteuerlichen, die Grundlage der privaten Vermögen bedrohenden Wegen sähe. Allein Italien gehört nicht mehr zu jenen „veralteten Staaten“. Die Vermögensabgabe, das äußerste Notmittel, in der Schweiz oder in England undurchführbar, gehört im neuen Rom zu den staatlich selbstverständlichen Maßnahmen, und es ist keine Frage, daß auf diesem Wege, wenn kein anderer offen steht, Brot beschafft werden wird. Es ist indessen sicher, daß Mussolini einen andern Weg findet. Totalitäre Staaten wissen heute auch ohne